

BÜCHER

Vautrins Lehrstück

Rezension von: Thomas Piketty, *Capital in the Twenty-First Century*,
Harvard University Press, Cambridge, MA, 2014, 685 Seiten, gebunden, \$ 39,95;
ISBN 978-0-674-43000-6.

Dies ist vermutlich weltweit mindestens die 463. Rezension von Pikettys Buch „Capital in the 21st Century“. In „Wirtschaft und Gesellschaft“ handelt es sich zum Glück nur um die Zweite. Jakob Kappeller gab neben einer Evaluierung auch eine ausführliche inhaltliche Einführung in das Werk von Piketty. In meiner Lesart steht die großartige empirische Dokumentation der extremen Vermögensungleichheit im Vordergrund. Ich rezensiere dieses Buch daher nur aus der Perspektive eines Vermögensverteilungsforschers und beschränke mich auf drei Fragen:

- Was wissen wir von Reichtum?
- Wie wird Reichtum begründet?
- Was bedeutet es, wenn Erbschaften die Vermögenskonzentration prägen?

Einleitung

Gerade die an Verteilungsfragen interessierten LeserInnen von „Wirtschaft und Gesellschaft“ werden in den letzten Monaten den Inhalt des grandiosen Buches von Piketty wenigstens in groben Zügen bereits kennengelernt haben. Piketty durchleuchtet eine Gesellschaft, die auf vererbtem Vermögen beruht (*patrimonial capitalism*). Dieses Buch ist schön, weil es all jenen, die sich um eine gerechtere Gesellschaft bemühen, eine solide Datenfundierung zur Vermögensverteilung gibt und weil es weit ausholend in der Betrachtung sozialer Ungleichheit ist. Piketty versucht, gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen und sie dann so gut wie möglich mit verschiedenen Datensätzen zu beantworten. Beides ist ungewöhnlich in der Ökonomie, und eine Kombination von beidem ist noch rarer. Für Jahrzehnte galt in der *Mainstream*-Ökonomie die Überzeugung, dass Modelle die Welt sind und dass Gesellschaftsanalysen nur private Ideologien darstellen. Beantwortet werden sollten oft nur jene Fragen werden, für die Modelle geeignet waren, und dies mutet bescheiden an.

Piketty achtet auf geschichtliche Veränderungen und Umbrüche über die Jahrhunderte. Wer die goldenen Nachkriegsjahre mit den Veränderungen seit den 1980er-Jahren vergleicht, mag meinen, dass eine normale Wirtschaftsphase mit einer gestärkten gesellschaftlichen Mitte, einer institutionellen Einbettung von Marktprozessen und relativ hohen Wachstumsraten endete und überging in eine neoliberale Stagnationsphase mit steigender Ungleichheit. Verlängert man aber die zeitliche Perspektive bis ins 18. Jahrhundert, dann erweist sich die vermeintli-

che Normalität der Nachkriegszeit als eine historische Unterbrechung vom langen historischen Trend der sozialen Ungleichheit und der bescheidenen Wachstumsraten.

Was dieses Buch von anderen Perspektiven auf gesellschaftliche Veränderungen unterscheidet, ist, dass es aus dem akademischen Zentrum der Ökonomie kommt, und dies ist wohl auch eine Erklärung ihres fulminanten Erfolgs. Piketty hat es in dem Buch aber nicht notwendig, die akademische Kollegenschaft mit mathematischen Fertigkeiten zu beeindrucken, denn dies tat er in zahlreichen Fachpublikationen zuvor. Er imponiert seinen LeserInnen nicht durch formale Unverständlichkeit, sondern mit einer datengeleiteten Aufklärung über die ungleichen Besitzverhältnisse der vergangenen Jahrhunderte.

Bei der politischen Gesinnungsprüfung fällt Piketty manchmal trotzdem durch. Den einen ist er zu neoklassisch, den anderen zu marxistisch. Hans Werner Sinn meint, „dass Piketty wie Marx eine Sehnsucht der Bevölkerung bedient“. Stephan Schulmeister sagte laut Tageszeitung Kurier: „Piketty ist auf eine furchtbar traditionelle Art links.“ Man könnte ergänzen, dass die Sehnsucht sich aus einem eklatanten Ungerechtigkeitsempfinden in der Bevölkerung speist und dass die politische Schubladisierung des Autors irrelevant ist für sein empirisches Werk. Piketty hat die Ungleichheitsdebatte irreversibel im ökonomischen *Mainstream* verankert und eine progressive Debatte zur Frage, in welcher Gesellschaft wir leben wollen, erfolgreich unterstützt.

Seine grundlegende These, wonach die Reichen reicher werden, bestätigt die Überzeugungen der Mehrheit der Bevölkerung: Doch während die Meinung der einfachen Leute von den Eliten als Ressentiment zurückgewiesen werden kann, ist dies bei den empirischen Datensätzen im Buch nicht möglich. Piketty beschreibt unsere ungleiche Gesellschaft so detailgenau, wie gute Chirurgen sezieren. Manche Rezensenten wollen ihm zwar den Vorwurf machen, schon vorab das Geschwür identifiziert zu haben. Der Krebs hieße $r > g$ (Rendite auf Vermögen war historisch fast immer höher als das Wirtschaftswachstum). Die $r > g$ -Thematik steht in den Rezensionen im Vordergrund. Die alleinige Bedachtnahme auf dieses „fundamentale Gesetz des Kapitalismus“ halte ich für verkürzend. Es geht nicht nur darum, dass die Rendite auf Kapitalanlagen höher ist als das Wirtschaftswachstum, sondern dass es die Reichen sind, welche stets auch auf ihr Vermögen zurückgreifen können, während der Rest der Bevölkerung bestenfalls die Arbeitskraft zur Verfügung hat. Nur die Einkommensstarken beziehen beträchtliches Vermögenseinkommen. Zudem erzielen die großen Vermögen auch die hohen Renditen.

Piketty zitiert besonders gerne Balzac, dessen Romane bereits Karl Marx und Friedrich Engels liebten. Niemand findet sich in Balzacs Welt zurecht, der nicht bereit ist, Hunderte von Seiten zu verschlingen, und niemand wird Piketty lesen, der nicht seine Vorliebe für Statistik teilt. Piketty bewundert den französischen Soziologen Pierre Bourdieu (Collège de France) sogar mehr als die Ökonomen Robert Solow (Nobel-Gedächtnispreis 1987) und Simon Kuznets. Bourdieu hat in „Elend der Welt“ die Leidenden zum Sprechen gebracht, und in den „Feinen Unterschieden“ hat er auf die subtilen Formen der Distinktion zwischen Oben und Unten in der sozialen Hierarchie geachtet. Piketty macht nun akademisch die Welt

der Reichen und die Geschichte des Reichtums zum Thema, und dies irritiert manche und erfreut viele: Fortan ist Reichtum ein Thema der akademischen Forschung.

Auch wenn bei Piketty Kapital nur Vermögen meint und nicht die sozialen Beziehungen im Kapitalismus im Vordergrund stehen, geht es um die Gesellschaft als Totalität. Das vordringliche Problem unserer Gesellschaft ist die Verteilung. Und dieses Problem ist kein rein ökonomisches, sondern ein soziales. Wenn das BIP wächst, bedeutet dies noch nicht, dass für alle der Lebensstandard steigt. Zwar mag die Wahrscheinlichkeit höher sein, dass bei einem höheren Wirtschaftswachstum auch die Einkommensarmen besser leben können, zwingend notwendig ist es aber nicht, und in den letzten Jahren traf es auch nicht zu. Und wenn der Kuchen nicht aus Einkommen, sondern aus Vermögen besteht, dann werden die Stücke für einige riesig, und die Krümel für die Mehrheit fallen noch karger aus.

Wissen über Reichtum

Piketty demonstriert die elementare Bedeutung von Statistik für die Ökonomie. Entscheidend sind daher seine historischen Datenquellen zur Vermögensverteilung. Ohne solide Daten sind Begriffe wie Verteilung leer. Und ohne Daten zum privaten Vermögen der Haushalte verkommt jede Debatte zur ungerechten Vermögensverteilung zu einem Austausch von Überzeugungen und kollabiert letztlich beim resignativen Befund, dass Gleichheit nicht zu haben sei.

Ökonomische Theorien können nicht nur durch andere Theorien, sondern auch durch empirische Daten widerlegt werden. Piketty als passionierter Empiriker geht letzteren Weg. Er prüft seine vielfältigen Datenquellen exakt und sichtet dann pragmatisch ihre Reichweite. Piketty durch seine empirische Vorgangsweise quasi im Vorbeigehen neoklassische Modelle, die sich als Theorien gerieren. Bekanntlich sind die Daten zur Vermögensverteilung unvollständig, und Piketty weiß um ihre Schwächen. Deswegen war der Angriff eines „Financial Times“-Journalisten auf seine wissenschaftliche Methodik vorab zum Scheitern verurteilt.

Doch nach welchen Kriterien lassen sich überhaupt sinnvolle Verteilungsbeschreibungen vornehmen? Wenn die OECD über Ungleichheit schreibt, dann wimmelt es meist von Gini-Koeffizienten. Dies ist eine Schwäche der OECD-Dokumente zur Ungleichheit. Denn weder ist der Gini-Koeffizient ein guter Indikator für die Vermögenskonzentration noch ist er leicht zu veranschaulichen. Was bedeutet etwa ein Gini-Koeffizient von 0,76 in Österreich für die Vermögensverteilung? Nur die Einschätzung, dass dies irgendwie hoch sei. So vermeiden Ökonomen normative Urteile und befinden bloß: Der Gini-Koeffizient ist im Land A höher als in B und steigt um x oder fällt um y. Doch was sagt uns das? Piketty zeigt hingegen, wie statistisch besser und gesellschaftspolitisch relevanter mit Vermögensverteilungsdaten umzugehen ist: nicht einfach irgendwelche Ginis zu vergleichen, sondern veranschaulichen, wer wie viel von den gesamten Ressourcen (Einkommen und Vermögen) hat. Er betrachtet daher die Anteile von Perzentilen und analysiert insbesondere den Anteil obersten 10% (eine Welt für sich) und des obersten 1% (dominante Welt). In einer versteckten Fußnote argumentiert er aber, dass das oberste Tausendstel seines Erachtens die wichtigste Untersu-

chungseinheit ist. Diese Ergebnisse kann er dann kontrastieren mit der Welt der unteren Hälfte. Damit setzt Piketty Reichtum in Relation zu Armut und kann analysieren, wie viel die einzelnen Perzentile (Grenzwerte, die eine Verteilung in 100 gleich große Teile zerlegen) vom Ganzen haben und wie sich dies über die Zeit verändert. Anschaulich ist an seinen Grafiken und Tabellen zu erkennen, wie wenig die vielen und wie viel die wenigen haben, und dies leitet die LeserInnen direkt über zur Frage, wie dies überhaupt begründet werden kann. Ein Gini-Koeffizient von 0,76 hingegen ist nicht nur unverständlich, sondern zudem schwach in der Aussagekraft an den Rändern, d. h. gerade dort, wo die interessantesten Entwicklungen passieren.

In Verteilungsdebatten wird das Thema des Reichtums oft in unzulässiger Form eingengt oder ausgeweitet. Eine problematische Einengung erfolgt einerseits, wenn nur Teile der Gesellschaft miteinander verglichen werden, etwa Superreiche mit Wohlhabenden. Das gibt dem Thema der sozialen Gerechtigkeit eine willkürliche Note und kann passieren, wenn Star-Journalisten und ökonomische Forscher nicht von ihrer eigenen Welt der Wohlhabenden abstrahieren können und sich allein mit Oben vergleichen. Eine pauschalierende Ausweitung erfolgt andererseits etwa, wenn der Reichtum von Generationen (reiche Alte mit armen Jungen) und zwischen Ländern (armer Süden – reicher Norden) verglichen wird. Dies relativiert dann das Thema der sozialen Gerechtigkeit, da reiche Alte neben armen Alten leben und in den armen Ländern auch Superreiche wohnen.

Die Anteile der Reichen am gesamten Einkommen und Vermögen hingegen sind ein statistisch robustes Verteilungsmaß. Im 18. und 19. Jahrhundert lag der Anteil der obersten 10% bei 90% des gesamten Vermögens, jener des obersten 1% bei 60%. Heute liegen diese Anteile bei 60-70% (respektive 20-30%). Die untere Hälfte hat weiterhin fast nichts (unter 5%). Und dies zeigt, dass der kleine Max oft recht hat, der vermutet, dass die Armen arm bleiben und die Reichen reicher werden. Eine von vielen geteilte Überzeugung mutiert nun zum soliden empirischen Gesellschaftsbefund, der fortan nur noch mit anderen Daten widerlegbar wäre, und dies werden all die $r > g$ -Kritiker nicht zustande bringen. Zu eindeutig ist der Befund, dass die Haushaltserhebungen in allen Ländern den Anteil des obersten 1% noch unterschätzen und dass dieser bei einer vollständigen Erhebung beträchtlich höher wäre.

Kenneth Rogoff kritisiert an Pikettys Zugang, dass der nationale Rahmen nicht entscheidend für die Betrachtung von Ungleichheit sei. Unterschieden werden müsse Ungleichheit auf globaler Ebene von jener auf nationaler Ebene. Global seien in den letzten Jahrzehnten ohnehin mehrere Milliarden Personen der Armut entkommen. Doch dies verkennt die Perspektive von Piketty, der das Verteilungsthema in Hinblick auf Reichtum betrachtet. Und während Armut auch absolut sein kann (Hunger), ist Reichtum stets relativ. Die Reichen agieren zudem global, während die Armen der existenziellen Aussichtslosigkeit in ihren Slums und Favelas nicht entkommen. Daher ist seine Idee einer globalen Vermögenssteuer nicht naiv, wie manche anmerken, sondern konsequent. Das Problem der Vermögenskonzentration ist ein globales, und eine Vermögenssteuer, initiiert von der G-20, wäre eine angemessene wirtschaftspolitische Reaktion darauf.

Sogar bei den statistischen Fragen macht Piketty die Verschränkung von Politik

und Interessen der Vermögenden sichtbar. Die französische Revolution war es, die ein Vermögensteuerregister ermöglichte und großartige Debatten zum Erbrecht einleitete. Die Forderung von Piketty, dass die Steuerbehörden alle Informationen bekommen sollten, die es ihnen ermöglichen, das Nettovermögen der Staatsbürger zu berechnen, ist demnach unumgänglich.

Begründung von Reichtum

Begründungen und Prinzipien haben eine wichtige Bedeutung für die soziale Integration in einer Gesellschaft. Piketty schreibt von einer moralischen Hierarchie von Vermögen. Sein Beispiel sind Rente und Rentier. Im 19. Jahrhundert musste die Rente nicht gerechtfertigt werden. Es war klar, dass adelige Gutsbesitzer vom Ertrag ihres Landes lebten, im 20. Jahrhundert hingegen wurde der Rentier desavouiert. Meritokratie, verstanden als das Prinzip, gemäß dem mehr verdienen soll, wer mehr leistet, ist eine ideologische Säule zur Rechtfertigung von Einkommensungleichheit im Kapitalismus. Ungleichheit liefert einen Anreiz, mehr zu leisten, und Reichtum ist dann so etwas wie die Belohnung für alle, die sich übermäßig anstrengen und besonders talentiert sind. Napoleon selbst setzte auf eine solche extreme Auslegung von Meritokratie. Es ging ihm darum, dass talentierte und fähige junge Männer (wie er selbst) den Status der reichen Erben erreichen können.

Piketty kritisiert nun den Rechtfertigungsapparat zur Begründung des meritokratischen Extremismus. Im Urteil von Piketty ist Ungleichheit dann exzessiv, wenn sie nichts zum sozialen Nutzen beiträgt. Die länderweise unterschiedlich „fetten Boni der Supermanager“ (Piketty) zeigen, wie realitätsfern Ideen von rationaler Leistungsprämierung sind und wie viel mehr sie mit Macht zu tun haben. Und beim Vermögen wird es mit dem vernünftigen Begründen der extremen Ungleichheit und der exklusiven Stellung der „Superrentiers“ (Piketty) noch schwerer. Zwar suchen auch Vermögende ihren Reichtum gegenüber dem Rest der Bevölkerung zu rechtfertigen. Piketty macht aber darauf aufmerksam, dass Meritokratie die gesellschaftlichen Verlierer kränkt. Dies zeigt, welcher sensibler Zeitdiagnostiker er ist und dass er auch soziologische und sozialpsychologische Literatur rezipiert. Das vernünftig nicht Begründbare in unserer Gesellschaft, nämlich, dass auf einem solch hohen Niveau von Wohlstand so viele Menschen fast nichts haben, während gleichzeitig andere im Luxus leben, über Leistung legitimieren zu wollen, ist eine Missachtung der Armen. Arme müssen aufgrund ihrer vielfältigen Benachteiligungen besonders viel leisten, und ihr sozialer Aufstieg wird zudem immer schwieriger. Denn dieses Versprechen von den gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten wird von Piketty entzaubert. Immer verstellter ist der Weg nach oben, und immer eklatanter wird die Ungleichheit.

Demnach wird aber die Meritokratie zum gesellschaftlichen Auslaufmodell. Zwar hat sie in der Wirklichkeit ohnedies nicht gegolten, aber zur Rechtfertigung von Ungleichheit war sie wichtig, weil sie Hoffnungen befeuern konnte. Unsere Gesellschaft beginnt jener des 19. Jahrhunderts mit völlig verfestigten Sozialstrukturen zu ähneln. Entscheidend ist in einer solchen Welt das geerbte Vermögen. Die reichen Herrschaften und der dienende Rest charakterisieren eine Ge-

sellschaft, in der die Demokratie ihre Aufgaben nicht mehr erfüllen kann. Und aus ökonomischer Sicht hat die exzessive Ungleichheit im 19. Jahrhundert das Wirtschaftswachstum gebremst, argumentiert Piketty.

Bedeutung des Erbens – Vautrins Lehrstück

Erben steht im Zentrum des Buches. Bei den leistungslosen Erbschaften kollabiert die Legitimation der Ungleichheit über Leistung. Die Faulen sind dann nicht die Armen, die Anreize brauchen, sondern die *trust fund babies* (reiche Erben, denen ihre Eltern eine Stiftung eingerichtet haben).

Im 19. Jahrhundert gab es 10% der Bevölkerung, die mehr erben und geschenkt bekamen, als die untere Bevölkerung in ihrem Leben verdiente. Für seine Berechnung nahm Piketty einen Zeitraum von 50 Jahren an und bezog sich auf das durchschnittliche jährliche Arbeitseinkommen in der unteren Hälfte (einschließlich Pensionen). Im 20. Jahrhundert sank der Anteil der reichen Erben, die allein von ihrer Erbschaft leben konnten, auf 2%. Kriege und Steuern hatten die Bedeutung der Erbschaften sinken lassen. Doch im 21. Jahrhundert dreht sich dies wieder. Die Kohorten der ab 1970 Geborenen können wieder größere Erbschaftsvolumen erwarten. Geerbt wird das Vermögen des wohlhabenden Teils der Nachkriegsgeneration. Piketty diagnostiziert, dass die Gruppe jener Menschen, die nichts arbeiten müssen, weil sie von der Erbschaft leben können, auf 12% anwächst.

Es sind die Abschnitte übers Erben, in denen Piketty Literatur ins Spiel bringt. Auf Literatur in der Ökonomie zu rekurrieren, ist ungewöhnlich. Es hat aber den Vorteil, systematische Themenvernachlässigungen in der Ökonomie zeigen zu können. Literatur kann Ökonomie bereichern. Beide treibt vielleicht sogar teilweise etwas Gemeinsames an, die Sorge um das richtige Leben. Piketty gleicht mit seinen literarischen Einsprengseln die Datenschwächen zu den Vermögensverhältnissen im 19. Jahrhundert aus. Da Kunst radikaler als die Ökonomie verfährt, sind die von Piketty zitierten Romane das Fleisch am Datenskelett. Balzac wird für Piketty zum Zeugen der sozialen Anklage, und dies war er wohl auch für Friedrich Engels. Wer mit Pikettys Daten im Kopf auf die Balzac'sche Welt stößt, wird staunen. Balzac webt ein komplexes Netz von widersprüchlichen Passionen und ambivalenten Hoffnungen zur Dynamik von Reichtumsentstehung, -verlust und -weitergabe. Geiz, Größenphantasien, Machtgelüste, Wohltätigkeit, Neid und Verbrechen sind jene Topoi, die vermutlich in der Ökonomie in Zukunft auch erforscht werden.

In Balzacs Roman „Le Père Goriot“ gewinnt der Kleinbürger Goriot während der Französischen Revolution ein Vermögen mit Getreidespekulationen. Seine Hoffnung, seine geliebten Töchter in eine höhere Klasse zu vermählen, verwirklicht sich. Anastasie wird zur Gräfin Restaud und Delphine durch Heirat mit einem Bankier zur Baronin Nucingen. Unter den Bourbonen, nach Ende der Herrschaft von Napoleon Bonaparte, mit einem neu gefestigten Feudalsystem, ist der Vater ein kleinbürgerlicher Nudelfabrikant. Er ist seinen Töchtern peinlich und finanziell unwichtig geworden, weil er ihnen sein Vermögen bereits vermacht hat. Die beiden aristokratischen Ehemänner seiner beiden Töchter reüssieren wirtschaftlich nicht,

aber ihnen bleiben ihre Standesprivilegien. Goriot erlangt beim Sterben jene Erkenntnis, die sein Erwerbsstreben zeitlebens vermutlich antrieb: „Die Welt ist nicht schön.“ An seinem Todesbett sitzt der orientierungslose, aber ehrgeizige junge Eugenie Rastignac, der in seinem Leben Zweierlei zu vereinen sucht, das große Vermögen und den Anstand. Piketty schreibt zu Rastignacs Dilemma. Viele Rezensenten bemerken, dass die Schlüsselfrage für Rastignac laute, Arbeiten, Erben oder Heiraten, und da der soziale Aufstieg verstellt ist, blieben nur die letzten beiden Varianten.

Doch Vautrins Lehrstück bei Balzac ist komplexer. Letztlich erkennt Rastignac, „die Welt, wie sie ist: Reichtum steht über Gesetz und Moral, Vermögen ist die ultima ratio mundi“. Und diese Erkenntnis verdankt er dem umstürzlerischen Vautrin, eine wahrlich schillernde Figur aus dem Balzac'schen Universum. Vorsichtig vermeidet Piketty die Balzac'sche Frage des Verbrechens beim Reichwerden und umkreist doch genau diese mit den Überlegungen zur Oligarchie in der Demokratie. Mit der zentralen Rolle, die Piketty der Balzac'schen Schlüsselfigur Vautrin beimisst, gibt er seinen Lesern einen Hinweis auf Gedanken, deren Zeit vielleicht noch nicht reif ist: Reichtum und Verbrechen. Vautrin ist in Balzacs Romanwelt in verschiedenen Rollen präsent. Er ist ein ehemaliger Galeerensträfling, der als genialer Spekulant zu Reichtum gekommen ist. Vautrins zentrale Lektion ist nicht, dass er einem jungen Schützling die Einheirat in den Hochadel ermöglicht, sondern seine Erkenntnis, dass die Gesellschaft eine ist, wo Reichtum als Tugend gilt. Vautrin wird verhaftet, und doch scheitert der brillante umstürzlerische Mann nicht. Im Gegenteil: Er wird zum berüchtigten Chef der Sicherheitspolizei von Paris. Diese Frage nach der gesellschaftlichen Dynamik der Reichtumsentstehung bleibt für die ökonomische Forschung noch offen.

Die Antworten meiner Rezension auf die drei eingangs gestellten Fragen können zusammengefasst werden: Erstens, wir wissen viel zu wenig zu Reichtum und benötigen mehr Datentransparenz; diese muss vom Staat ermöglicht werden; zweitens, eine rationale Begründung des ansteigenden Reichtums angesichts der Armut ist nicht zu haben; und drittens, Erbschaften werden wichtiger und machen die Gesellschaft ungleicher.

Martin Schürz